

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 31. August 1822.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Scenen aus deutscher Vorzeit \*).

Von Caroline Stills.

Unruh'gen Schritts ging rasch der Sachsenherzog Heinrich in dem gewölbten Saale auf und nieder, das wenig achtend, daß die milde Sonne, hellleuchtend durch der hohen Fenster buntgemalte Scheiben, ihn einzuladen schien zu froher Weidlust. Der deutsche Kaiser Conrad war gestorben, und heiß' Verlangen nach der Krone, von ihm mit bleichem Todtenkranz vertauscht, das war's, was jetzt den kühnen Heinrich unruhvoll umhertrieb; wohl um so mehr, da Eberhard von Franken, des Verstorbenen Bruder, fast sichere Aussicht hatte, ihm zu folgen. Ein dreister Plan, wie er auch einen Anhang sich gewinnen, zum Kaiser auch sich wählen lassen, und dann mit Waffenmacht sein Streben unterstützen könne, entflammte nach dem andern sich in Heinrichs Brust. Mit Wohlgefallen nähret' er diese Flamme, zog die Gebilde, die sich kühn erhoben, stets ernster in die Wirklichkeit hinein, und nur zu bald verfolgt' er scharf und kühl berechnend die Entwürfe, mit denen er zuerst nur leidenschaftlich träumend spielte.

In Werbung, Rüstung, Schreiben auch an nachbarliche Fürsten, verlebt' er nun zwar manchen unruhvollen Tag; doch wuchs der Muth ihm mit dem Streben, gab's gleich der Schwierigkeiten viel noch zu bestreuen, und stand gar zweifelhaft noch seine Sache. Als er nun einst im ernstern Sinne saß, das Für und Wider in dem ungewissen Spiel erwägend, da ward ein Fremder ihm gemeldet, der, hohen edeln Ansehns, so eben in den Schloßhof reite, und dreisten Worts bey ihm, dem Herzog, ganz allein Gehör begehre.

„Nun denn, er komme nur!“ rief Heinrich lebhaft. „Vielleicht ein Bote ist's, der mir willkommen Kunde bringt von meinen tapfern Nachbarn. Führt ihn herein! nur gleich, gleich ungesäumt!“

Der Diener ging; doch nicht der Antwort harrend, war der Fremde ihm gefolgt, und kaum daß jener jetzt den Saal verließ, da trat er schon tief ernst, edlen Angesichts herein.

\*) Den Hauptzügen nach historisch.

„Um Gott!“ rief jetzt Herr Heinrich, da er ihn in's Auge faßte, ob der bekannten Züge fast erschreckend. „Ist's möglich denn? seyd Ihr's, seyd Ihr es selbst, Ihr, Herzog Eberhard von Franken?“

„Ich bin's!“ sprach Eberhard gelassen; „und was mich zu Euch führt, kann ich mit wenigen Worten sagen.“ Rasch wandt' er sich zur Thür, sie fest verschließend, daß ihn kein fremdes Aug' in demuthsvoller Stellung schaue. Dann kniet' er nieder, die Reichsinsignien dem Herzog Heinrich reichend, und sprach mit ernstem Ton:

„Ich bring' Euch meine Krone. Durch blut'gen Zwist mag ich sie nicht erkaufen. Ich huld'ge Euch zuerst. Die Fürsten sind mir hold. Geh' ich voran, mögt Ihr die andern leicht gewinnen.“

„O Eberhard!“ rief Heinrich tief bewegt; „steht auf! steht auf! ich kann Euch so nicht sehn!“

„Nun denn,“ sprach Eberhard, sich rasch erhebend, „so reicht mir treu die Hand, und schwört mir, daß mein Opfer nicht umsonst soll seyn! daß Ihr mein deutsches Vaterland, durch manche blut'ge Fehde schon von Euch verletzt, jetzt stützen und erheben wollt nach eurer vollen Kraft! Auf! schaut mir fest in's Aug' und schwört!“

Doch Heinrichs Auge senkte sich zu Boden. „O Eberhard!“ rief er beschämt: was Ihr auch thut, Ihr seyd ja doch der Höhre von uns beyden. Was Ihr vermögt, ich hätt' es nie gekonnt!“

„Laßt das! laßt das doch jetzt!“ rief Eberhard, solch Lobeswort vermeidend. „Und achtet Ihr mich wahr, so schwört mir, wie ich's fordre.“

„Nun denn, ich schwör's!“ sprach Heinrich feyerlich, und faßte Eberhards Rechte. „Und daß ich halten kann, was ich versprach, so seyd mein Freund, wie Ihr schon oft mein Vorbild wart. Stützt mich mit eurem Rath! 's gibt keinen, den ich achte gleich dem euern.“

Und Freunde wurden diese Beyden. Die Kraft, die mächtig rasch und siegend lebt' in Heinrichs Geiste, verband sich mit der klaren, ruhig waltenden in Eberhard. Es war ein schöner Bund! nur schöner noch, wenn ihn ein groß Gemüth erhebend uns läßt schauen.

Ein Jahr war fast verstrichen; Herzog Heinrich war nun Kaiser \*) und vielgeliebt von allem Volk, besonders von den Sachsen. Sie waren stolz auf ihn, auf ihren edeln Herzog, der damals schon so kühn und adelich war vor allen, ein Rittersmann noch vor der Ritterzeit. In reichem Maß hatt' ihm Natur die Gaben all' verliehen, durch die sich leicht der Menschen Herz gewinnt. Schön war er von Gestalt und Miene, wie wen'ge Männer seiner Zeit. Das blonde Haar umwallt' in reicher Fülle seine stolze Stirn; das Auge, reinen Blaus wie der Himmel, sah frey und groß umher, und wenn es lächelte, dann war's so milde, dann trat so hell die Seele d'rin hervor, daß jeder, der ihn so gesehn, ihn lieb gewann. Auch war er hellen Geists und klugen Sinns, so daß er wohl verstand, den günst'gen Eindruck zu behaupten, der ihm zuerst sein kaiserliches Ansehn leicht gewann.

Jetzt schaut' er um nach einer edeln, schönen Eh'frau; dann wohl mocht' er

\*) Als Heinrich der Erste, auch der Vogelsteller genannt.

der Frauen eine Perle auch verlangen, der hochgepriesen war vor allen Männern. Doch war ihm noch zur Zeit das Glück nicht hold; er sucht' und sucht', und fand nicht was er suchte. So blieb sein Schloß noch öd', und als der Frankenherzog einst ihn zu besuchen kam, da rief er scherzend aus: „Mein Fürst, ich will Euch auch für's Haus mit treuem Rathe dienen. Euch fehlt das Beste d'rin, die holde, blüh'nde Hausfrau.“

„Nun, lieber Freund und Better!“ lachte Heinrich, „da kommt Ihr fast mit eurem Rath zu spät. Das hab' ich selbst mir schon gesagt, in mancher guten Stunde. Doch fand sich's noch nicht, wie ich wünschte. Wie ist's? wollt Ihr mit mir auf Abenteuer zieh'n? Ihr habt die Kaiserkrone mir geweiht; wer weiß? Ihr mögt wohl auch ein holdes Weib, des Lebens Krone, für mich finden.“

„Das Glück kommt ungesucht,“ sprach Eberhard mit Lächeln; und „nimmer fiel' ich hier dem Kaiserblick in's Amt. Auch dünkt es mich, mir sagt eu'r lachend Auge, ihr wißt schon wo Ihr finden sollt. Gehabt Euch wohl, mein Better Heinrich, und sprech ich über's Jahr Euch wieder zu, so mein' ich fast, ich find' Euch wohl vermählt.“

So schieden sie; und ob der Herzog gleich in Heinrichs Auge falsch gelesen, doch ward, was er verkündet, wahr vor Jahresfrist.

Gar gern von Zeit zu Zeit sein Land zu Roß durchstreifend, war einst der Kaiser auch auf solchem Wege, als ihn ein wildes Ungewitter traf. Nun schreckt' ihn sonst zwar Sturm und Regen nicht, doch sucht' er dießmal Schutz bey einem Edeln in der Nähe, weil vor des Blizes Macht sein Roß zu scheu'n begann. Ob unbekannt, doch gern gesehn und freundlich aufgenommen, fügt' er sich ohne Mißmuth bald dem Zufall, der anfangs fast verdrießlich ihm erschien. Manch' fröhlich Wort des Hausherrn kürzt' ihm schnell die Stunden; und als die Zeit des Mahls nun kam, und auch die Hausfrau eintrat, schön und stüftig, und neben ihr die blüh'nde Tochter Hattburg, da schien's dem Kaiser, als ob des Segens reichster Tag ihn hergeführt. Je mehr bey'm Mahl sein Blick die holde Jungfrau traf, die zart und schüchtern, wie ein fromm Marienbild, ihm gegenüber saß, je lauter rief's in seiner tiefften Brust: „Die war's! die sollt' es seyn! das ist die Rechte!“

Allein das Schicksal meint' es anders. Die er so rasch, fast ohne Wahl, erkoren, sie war verlobt, sie war dem Kloster schon geweiht durch ihres Vaters Willen, und wenig Wochen nur, so tauschte sie die Welt mit einsam stiller Zelle.

Es ahnt' ihm nicht am Abend, den er froh verträumt, des süßen Wahns, bald werd' er sein die schöne Hattburg nennen. Er blieb zur Nacht, und wollt' am nächsten Tag mit offnem Wort bey'm Vater um sie werben. Doch eh' er des Herzens schnellerwachten Wunsch genannt, da mußte er unmuthevoll schon im Gespräch erfahren, was ihn so feindlich hemmt' auf seinem Wege.

Erst zürnt' er fast, und blickte düster nieder; dann war's ihm kühn, als sey er stärker, denn das Schicksal. Rasch hob er sich empor, und sprach zu Hattburgs Vater: „Mein edler Graf, ich bin euer Herr und Kaiser. Sprech, mögt ihr mir, dem Frey'r, die Tochter wohl versagen? In's Kloster paßt sie nicht; laßt sie der Welt voll Jugendlust und Liebe.“

Und als der Graf die Worte wohl erwogen, da schien's ihm fährlich bald, des Kaisers Zorn zu reizen. Band ihn doch kein Gelübd', nur stiller Herzenswille, den er genährt zu Liebe seiner Gattinn. Und war's nicht Schickung auch, daß jetzt der Kaiser kam, nicht wenig Monden später? Wie leicht siegt ird'scher Glanz, wie leicht ein Kaiserwort! So siegt' auch Heinrich jetzt durch freundlich ernste Rede. Bald fügte sich der Graf, und nannte stolz ihn Sidam.

Wohl zuckt' ein Schreck, als sie's vernahm, durch Hattburg's zarte Glieder, doch war's ein süßer Schreck. Denn ob ihr sonst des Klosters Stille hold erschienen, jetzt hatt' ihr Heinrichs Heldenblick die Seele sanft gewendet, und schön schien ihr die Welt, die er verschönte. Mild wie ein Engel, harmlos wie ein Kindlein, so folgte sie dem neuen Lose gern. Auch zog sie bald hinweg, umringt von frohen Scharen, und schön geschmückt als edle Kaisersbraut. Und wer da kam, das holde Paar zu schaun, dem schien's, ihm biet' die Welt wohl einzig Glück und Liebe.

Nur Hattburgs Amme, der man nichts verhehlte, sie schüttelte das greise Haupt und sprach: „'s ist unbedachtsam! Ob's gut endet? Und wär's denn sträflich nicht? mir will's doch scheinen. Doch wär's auch nicht, wollt etwas nur mit wildem Ungestüm! weiß nicht, wie's kommt, 's folgt allzuleicht d'rauf Neue.“

Hell schmetterten die lustigen Trompeten, die Hörner tönten frohen Klang's, die Pauken lärmten d'rein, und überall war laute Lust und Freude, als Hattburg einzog in die Kaiserstadt. Wohl seltsam war's der holden zarten Jungfrau, die fast daheim schon lebte wie im Kloster, und still und stiller sich gemalt des Lebens Bilder. Ihr war so weich, so innig mild zu Muth; ihr konnte nichts der laute Jubel geben. Sie trug ihn nur, weil's eben mußte seyn.

Und auch am Hochzeittag die prächtigen Spangen, die reichen Ketten all', von mancher Jungfrau neidisch angeschaut, mit denen sie der Kaiser selber schmückte; sie hätte kaum den goldnen Prunk bemerkt, wenn ihn Herr Heinrich nicht mit heiterm Wort gependet. Das nahm zwar den muntern Bräut'gam Wunder, der fast zu sehr an Glanz und Pracht sich freute, doch wähnt' er, es betäube sie das Neue, bald sey sie das gewohnt, und Glanz umstrahlt und ird'scher Freude hold, ihm froh Gefährtinn dann auf lust'gem Lebenspfad.

Doch hierin hatt' er sich geirrt. Still heiter blieb Frau Hattburg, und fröhlich nur in stiller Freud' und Liebe. Es that ihr weh, daß es ihr Eh'herr anders wünschte, sie strebte gern an laute Lust sich zu gewöhnen, doch sah man, daß sie strebt' und mühsam sich gewöhnte. Oft scherzt' Herr Heinrich nur darüber, sie seine klösterliche Hausfrau nennend, doch manchmal sprach er auch ein ernstes Wort des Tadel's. „Mein lieber Herr,“ entgegnet' einst Frau Hattburg sanften Sinnes; „wohl möglich ist's, ich geh' zu weit auf diesem Weg, nur fürcht' ich fast, daß Ihr's thut auf dem andern. Ihr hascht zu sehr nach Lust und lautem Jubel. Glaubt, lieber Herr, Ihr werdet's müd! Dann wird die Freud' Euch an der Freude fehlen.“

Das Wort war treu gemeint, doch es mißfiel dem Kaiser. „Was quält Ihr mich mit Grillen?“ rief er finster. „Hell soll das Leben um mich seyn

und fröhlich! So bin ich selbst, so sey auch was ich liebe. Und liebt Ihr mich, kommt mit auf meinen Weg; ich find' auf euerm mich wohl nie zurecht."

Seitdem sprach Hattburg nie ein Wort der Mahnung; ganz still bemüht, die scharfe Kluft zu decken, die zwischen Heinrichs Bahn sich jetzt gezeigt und ihrer. Und auf die finstre Red' entgegnete sie freundlich: „Ich bin ja froh! froh muß ja wohl des Heinrichs Gattinn seyn. So habt Geduld! die Frohe lernt in froh Geräusch sich fügen."

Und manches lernte sie gutmeinend bald auch meiden, was sie bey Lust und Tanz zu theilnahmlos gezeigt, so daß ihr Herr wohl manchmal ernstlich glaubte, sie lieb' jetzt mehr den farb'gen Glanz des Lebens.

(Der Schluß folgt)

### Die Biene

aus Rückert's östlichen Rosen S. 147.

Jüngst am blühenden Rosenhag  
Sprach mit wichtiger Miene  
Gegen Sängerin Nachtigall  
Honigsammlerin Biene:

Immer saugest du Rosenduft,  
Immer Duft nur der Rosen,  
Kostest immer vom glühenden  
Rosentlippenrubine.

Zur Werkstätte von meinem Fleiß  
Dient dagegen mir jede  
Von den Knospen des Frühlings  
Zur Entfaltung gedieh'ne.

Denn zum köstlichen Honigseim  
Umzuwandeln versteh' ich  
Alles Süße, ohn' Unterschied  
Allen Kelchen Entzieh'ne.

Ob der Blüthe die Farbe fehlt,  
Leicht verzeih' ich den Fehler,  
Nur der fehlende Nektar bleibt  
Das von mir Unverzieh'ne.

Leider, daß mir der Flug versagt,  
Um zu sehn, ob zu holen  
Duft nicht sey aus des blühenden  
Morgenrothes Carmine.

Darum bin ich durch Emsigkeit  
Die im Lande Berühmte,  
Du, Verliebte, durch Müßiggang  
Bleibst mit Recht die Verschrie'ne.

Sieh! derweil du dich bleich gehärmt  
 Haft am Dorne der Rosen,  
 Stieg ich duftend aus Veilchenschooß  
 Mit vergoldeter Schiene.

Und nun sage mit Einem Wort,  
 Ob du selber nicht meinst,  
 Daß ich Kleine den Preis vor dir,  
 Stolze Große! verdiene;

Oder, willst du noch streiten, laß  
 Zum Schiedsrichter uns wählen  
 Den Dolmetschen der Pforte dort  
 Im hochtürmenden Wiene,

Der, so hat mir Haß, gesagt,  
 Löst mit glücklicher Schnelle  
 Jedes Räthsel aus Osten, das  
 Schwierig Anderen schiene.

---

### Die Nachtigall.

Als Antwort auf das Vorhergehende, von Hammer.

Jüngst am blühenden Rosenhag  
 Sprach zur Sammlerin Biene,  
 Aufgerufen die Nachtigall  
 So im Tone der Flöte:

Rüstig müßt du dich immer ab  
 Nahrungsstudien treibend;  
 Selbst im Frühlinge sang' ich nicht,  
 Wenn's nicht Liebe geböte.

Glaubst, die Rose sie liebe dich,  
 Die du marterst mit Stacheln?  
 Wenn du naheßt, erbebet sie,  
 Daß dein Kuß sie nicht tödte.

Einer einzigen Königin!  
 Dient ihr Tausend von Männern,  
 Während ich, was die Liebe dient,  
 Einer einzigen Flöte.

Stets berauschet von Rosenduft  
 Und im Taumel der Liebe  
 Wirbl' ich schmetternden Wirbelsang,  
 Laß sie quacken, — die Kröte.

Schöner schmücket das Gold die Brust  
 Der bezaubernden Rose;  
 Um zu strahlen bedarf ich nicht  
 Deiner goldenen Lötze.

Summend scheuchst du die Welt zurück,  
Während Schönen ich singe,  
Und die Herzen auf Wangen lod'  
Durch das Roth, das erhöh'te.

Also sing' ich die ganze Nacht  
Bis zum leuchtenden Morgen,  
Dass trotz ihres Verfinsterrinn's  
Sie darüber erröthe.

Tausendkönig erschallt mein Lied  
Hundertblättriger Rose,  
Schmelzt zusammen das Abendroth  
Mit eoischer Röthe.

Und nun sage mit Einem Wort,  
Ob du selber nicht meinst,  
Dass der Liebende mir den Preis  
Vor dir Emsigen böte;

Oder willst du noch streiten, laß  
Zum Schiedsrichter uns wählen  
Den Bewahrer des Lebensquells,  
Den westöstlichen Goethe,

Der, so lehret mich sein Diwan,  
Weiß die Meere zu mischen,  
West- und östlichen Ocean  
In des Liedes Geföte.

### K u n s t n a c h r i c h t e n .

Der Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg, Oesterreich in einer Reihe von Bildnissen Habsburger Fürsten und Fürstinnen von Rudolph I. bis Philipp dem Schönen, nach dem in der k. k. Ambrascher Sammlung befindlichen, auf Befehl Kaiser Maximilian I. gefertigten Originalgemälde, herausgegeben durch das lithographische Institut, und mit kurzen historischen und Kunstnachrichten begleitet von U. Primisser, Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet und der Ambrascher Sammlung zu Wien. Dieses schätzbare Unternehmen ist nun mit dem vierzehnten und letzten Heft beendigt. Jede Lieferung ist bekanntlich mit vier Tafeln versehen, nebst den begleitenden Anmerkungen, und die Tafeln enthalten gewöhnlich mehrere Bildnisse fürstlicher Personen. Den Anfang macht Rudolph I. mit seiner ersten und zweyten Gemahlinn: Anna von Hohenberg, und Agnes, Herzoginn von Burgund. Des letzten Heftes erste Tafel stellt drey Bildnisse dar: Margaretha — deren ersten Gemahl: Johann von Asturien, und deren zweyten: Philibert, den Schönen, Herzog von Savoyen und Titularkönig von Cypren. Zur Versinnlichung des Ganzen, im Einzelnen mitgetheilten Ahnenwerkes, werden hier ferner die beyden großen Blätter, woraus es besteht, nach dem Originale, etwa um das Zehnfache verkleinert, in Umrissen bezeichnet mitgetheilt. Statt der Schrifttafeln unter jedem Bilde, verweisen die Zahlen auf die entsprechenden, besondern Blätter des Werkes, deren Inhalt, der leichtern Übersicht wegen, auf dem Erläuterungsblatt enthalten ist, so dass auch die Kinder und andere Personen von minder historischem Interesse, denen keine besondere Abbildung eingeräumt werden konnte, aufgenommen, jedoch vor der Zahl mit einem oder mehrern Sternchen bezeichnet sind. Zu dieser Classe sind auch die Bild-

nisse, welche der Anordner des Stammbaums von Rudolph hingestellt hat, ob sie gleich nicht zum Habsburgischen Stamme gehören, mitzurechnen. Daß nichts fehle, was für Zeit- und Literargeschichte erheblich scheinen könnte, wird auch jedem früherhin übergangnen Bilde seine Schrifttafel beygefügt, die besonders bey Rudolph von ungewöhnlicher Weiträumigkeit und mit allen den lächerlichen Fehlern angefüllt ist, welche die Chronisten und Genealogen jener Zeit auszeichnen.

Das letzte Blatt enthält Rudolph's Grabstein zu Speyer, mit seinem Bildnis in Lebensgröße. Merkwürdig ist folgender, dieses Denkmal betreffende Umstand, den der steyerländische Ritter und Dichter, Ottokar von Horneck, ein Zeitgenosse des Königs, in seiner Reichchronik, wenn auch vielleicht nicht ohne Übertreibung, erzählt; merkwürdig sowohl für das Leben jenes Herrschers, als für die Rittergeschichte der Zeit. Der Steinmetz nämlich, der Rudolph's Grabstein bey dessen Lebenszeit verfertigte, habe jede Falte, die das Alter in sein Gesicht legte, mit Sorgfalt in dem angefangnen Bilde nachgetragen, einmal sogar dasselbe zerstört und von neuem wieder angefangen.

Sämmtliche Hefte dieser schönen Sammlung sind in einen Band vereinigt, schwarz, und auch illuminirt zu haben; ein wahres Prachtwerk, von dem höchsten Interesse, in Ansehung der Geschichte des erhabenen Kaiserhauses, wie auch der Kunst. Mit schwarzen Bildern kostet der Band 80 fl., mit colorirten, 130 fl. C. M.

Die Sammlung alt-, nieder- und ober-deutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann Bertram, lithographirt von Johann Nepomuck Stripner. Mit Nachrichten über die alt-deutschen Maler von den Besitzern. Stuttgart bey den Herausgebern. 1821.

Zu unserer größten Freude liegt die erste Lieferung dieses Werkes, welches Sr. Maj. dem König Wilhelm von Württemberg zugeeignet ist, vor uns, durch die vortrefflichste Behandlung der Darstellung nicht minder ausgezeichnet, als durch die merkwürdigen Gemälde, deren treue und umsichtige Nachbildung wir hier erhalten. Möglich wird es auch mir, dem Entferntesten, durch diese Abbildungen einen genauen Begriff von dieser trefflichen Sammlung, welche die Gebrüder Boisserée sich erworben, zu erhalten, sehen kann nun ein jeder, in welcher Herrlichkeit die alt-nieder-rheinische Malerschule strahlt, und wenn auch der so viel bedeutende Glanz der Farben, der jene Bilder verklärt und vergeistigt, hier abgeht, so wird doch diese Sammlung in Hinsicht der Darstellungen in den Gemälden und der Zeichnung derselben, stets höchst belehrend seyn.

Man kann wohl schon sagen, daß Künstler und Kunstfreunde wahre Wallfahrten zu dieser trefflichen Sammlung angestellt haben, und vielen verstockten Kunstbeurtheilern ist durch die Boisserée'sche Sammlung eine ganz andere Erkenntniß deutschen Geistes aufgegangen, als sie sich sonst wohl erworben hatten. Reisende aller Völker Europa's und unter ihnen die kunstgencigtesten Männer, haben die Boisserée'sche Sammlung gesehen und — bewundert.

Die erste Lieferung gibt uns drey Bilder. Leider vermiffen wir die versprochene Beschreibung dabey, hoffen aber, die H. Boisserée werden nicht nach Art so vieler Herausgeber von Kunstwerkbüchern handeln, die stets Beschreibungen versprechen und — selten ihr Wort halten. Hier ist es gerade so überaus wichtig, daß die H. Eigenthümer dieser Sammlung ihre vielfältig erworbenen und gediegenen Kenntnisse, die für die ganze Kunstgeschichte so überaus wichtig sind, der Welt nicht vorenthalten.

Wir sehen zuerst: die heilige Veronica mit dem Schweifstuche, von einem alt-köllnischen Maler aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Mit diesem herrlichen Bilde machte uns zuerst Goethe in seinem Werke: Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden, Hft. I. S. 156 bekannt und gab uns daselbst einen kleinen Stich des Bildes. Von dem trefflichen Meister so bedeutsam eingeführt, erregte das kleine, unbedeutende Nachbild schon mit Recht den vielfachsten Antheil, wie viel mehr muß die schöne große Abbildung, welche hier vor uns liegt, Stripner's Zeichnung ist vortrefflich, das Weiche, Zarte, Sanfte des Veronica-Kopfes, die lieblichen Engels-

köpfchen, der tief ernste, betrübte und doch wieder mit göttlicher Freudigkeit erfüllte Christuskopf, alles ist überaus fest und herrlich gehalten, der Druck ist meisterhaft. Die dunkelsten, schwarzen Stellen sind mit Klarheit und Sicherheit gehalten, nichts fließt in einander, jedes sondert sich streng und deutlich von einander ab und doch herrscht im Ganzen wieder eine Lieblichkeit und Sanftheit, welche eine Kupferafel nie erreichen könnte, sondern nur der Handzeichnung möglich ist. Der schwarze Christuskopf deutet unwiderlegbar auf altchristliche, feststehende Abbildungen hin, die ein Künstler von dem andern übernahm, welche in der griechischen Kirche bis zur größten Magerkeit und dürftigsten Trockenheit stehend wurden, und der sich die geistreichsten Künstler Deutschlands und Italiens in den frühesten Jahrhunderten nur schwer entwandten, einmal, weil es dem treuen Christen nicht geziemen wollte, das, was ihm als echt, wahrhaft, geschichtlich begründet in der Kunstwelt erschien (freilich oft verzerrt und verdreht durch die Schlechtigkeit der damaligen Kunstausübung), zu verlassen und zu verändern. Nothwendig war es damals, streng im Ganzen sich an diese Vorbilder zu halten, aber die echten Künstler bemühten sich auch, den alten Geist von der trüben Nachbildung zu scheiden, und gaben ihn, geistreich aufgefaßt, wieder. So unser alter Kölner Meister und wir wissen wahrlich nicht, was man, auch mit bestem Willen zu tadeln, an diesem tief sinnigen Bilde aussetzen wollte: der Blick vertieft sich oben so in die schmalen, schmerzreichen und anmuthigen Augen Christi, wie er sich gerne in dem jungfräulichen, lieblichen Angesicht der Veronica ergeht, in der wir nichts mehr von dem düstern, ja oft unheimlichen Wesen der byzantinischen Malerey finden, sondern nur des Künstlers frey waltenden Geist bemerken. Wir glauben, dem Künstler ward aufgegeben, nach altchristlichen Bildern die vera Icon des Heilands auf dem Schweistuche der Veronica zu malen. Er that es, noch stehen die Züge des Alterthums da, aber der Künstler hob das Göttliche in jenen alten Darstellungen hervor und die äußeren Zeichen bewahrend (denn das mußte er, es war ja ein streng vorgezeichnetes, heiliges Bild, welches er geben sollte), drückte er die Heiligkeit des Gottessohnes aus, wie sie seinem frommen, musterreichen Gemüth vorschwebte. So ward das Bild byzantinisch und ist es doch auch wieder nicht; aber in seiner Veronica, in seinen Engeln entfaltet er allen seinen Kunstfleiß.

Der Zeichner hat ihm trefflich nachgearbeitet; den Goldtheil des Bildes drückt ein gelblicher Thondruck aus, alles andere ist in der saubersten und schönsten Kreidengezeichnung, höchst geistreich aufgefaßt und treu wieder gegeben.

Sehen wir in jenem ersten Bilde das den Künstler Drückende einer alten Ueberslieferung, welcher er nacharbeiten mußte, noch durchschimmern, so erscheint uns auf dem zweyten Blatte der Künstler in der höchsten und glänzendsten Freyheit: Johann von Eyck in der Verkündigung. Eycks unendlich treffliche, bis in die kleinsten Züge sich erstreckende Kunstfertigkeit, zeigt sich auch in diesem wunderherrlichen Bilde. In einem Zimmerabschnitt steht im Hintergrunde, unter einem runden mit bunten Glasscheiben versehenen Fenster, seitwärts erhellt durch ein großes, vom Boden ziemlich weit entferntes, viereckiges Fenster und durch eines über der Thüre, das Bett der heiligen Jungfrau, überdeckt mit einem weit niederhangenden Laken, im Hintergrunde steigt eine blumige sammtene Wand auf, der Träger des Betthimmels, dessen Vorhänge einer Seite niederhangen, gegen das Fenster aber in einen Knoten aufgezogen sind. Daneben steht der Sessel, mit einem reichen Pfühle bedeckt. Vorne an kniet auf einem klumigen Teppich, den ein bunt eingelegter Boden bedeckt, die heilige Jungfrau, den linken Arm mit dem Buche auf das Bettpult gelehnt, das in seiner Seitenwand zierliches Schnitzwerk und vor allem den Fall Adams und Eva's zeigt, die rechte Hand verwundernd und betreten erhoben. Die ganze Gestalt, welche ein enges Unterkleid trägt, umwallt ein faltiger, weiter Mantel mit gesticktem Saume. Das freundliche, schöne Gesicht, umflossen von Locken, die auf den Schultern sich lagern, wendet sie halb rückwärts auf den eintretenden Engel, den ein faltiges Unterkleid, dessen Kragen und Aufschlage vergoldet sind, ganz umhüllt und dann ein faltiger, grün aufwallender Mantel mit goldenen großen Spangen die Schultern bedeckt, sein Saum ist oben herum gestickt, unten sind Franzen. Er hat große Flügel, mit Pfauenfevern geziert. Die Haare

Zu Nr. 105.

sind kurzlockig, ein kleines, sehr schmales, bandartiges Diadem geht über die Haare und darauf steht ein kleines Kreuz. Die rechte Hand hat er bis zur Brust, wie einer, der aufruft und etwas mittheilt, erhoben, in der linken hält er leicht ein Zepter. Zwischen beyden, ganz vorne, steht eine goldene Kanne, aus der eine weiße Lilie erwachsen. Durch das Fenster fallen Strahlen auf das mit Glanz umgebene Haupt der Jungfrau und in den einfallenden Strahlen schwebt eine Taube.

Die Darstellung ist gar herrlich, freundlich ruhig und mild, der Kopf der Jungfrau so jungfräulich schön, ihr Blick so engelrein und Gott ergeben, daß man nicht leicht ein lieblicheres Bild sehen möchte. Auffallend erscheint es, daß der Engel kein jugendlich frisches Gesicht hat, sondern einen Mann zeigt, der in einem vorgerückten Alter steht. Es mag dies vielleicht die meisten Beschauer im ersten Augenblicke weniger ansprechen, da es so ungewöhnlich ist, blickt man aber das herrliche Bild recht lange an, vertieft man sich ganz in die Schönheit der Anordnung und die Lieblichkeit des Ganzen, so schwindet diese erste auffallende Verschiedenheit von andern alten Bildern gänzlich. Uns will es bedünken, als wenn das Gesicht dieses Engels Bildniß seyn müsse und trägt uns die Rückerinnerung nicht, so sahen wir denselben Kopf unter den seltsamen Geißlern, welche in das Himmelreich auf dem wunderherrlichen Danziger jüngsten Gericht eingehen. Dort lebende Kunstfreunde werden dies leicht näher vergleichen können. In Wien befindet sich ein Gebetbuch, mit Bildern in Wasserfarben geziert, die dem Johann von Eyck bengemessen werden. Fräulein Julie Mihes, jetzt zu Wien, hat die Verkündigung daraus in Steindruck, bey einem Versuche mit doppelten Platten drucken zu lassen, nachgezeichnet. Das Bild hat viel Liebliches und wir würden sagen Ähnliches mit diesem, wenn nicht die ganze Darstellung so altchristlich feststehend wäre, daß nothwendig eine der andern gleichen muß. Nur das Zimmer, in welchem Maria sich auf jenem Wiener Steindruck befindet, ist weit prachtvoller, als hier, und zeigt mehr eine tempelartige Halle, denn ein stilles Jungfrauengemach, welches hier der Künstler so lieblich darzustellen wußte.

Auch hier bey diesem Bilde ist alles trefflich. Der Faltenwurf ist überaus edel und schön, rein nach der Natur gehalten, ganz entfernt von dem Pauschigen und Weiten, von dem Überschwellenden und Geknitterten, was spätere Maler so sehr anwendeten. Zeichnung und Druck sind wieder ganz vortrefflich; die schwächsten, wie die stärksten Theile sind mit einer solchen Kraft und Bestimmtheit, mit solcher Reinheit und Festigkeit gemacht, daß auch nichts im Geringsten sich verwirrt und undeutlich, haltungslos, schwach wird, Fehler, die nur zu oft auf Steindrücken anderer Gegenden erscheinen, so daß nicht geringes Lob auch dem Drucke gebührt. Wie aber konnte der wackere Künstler so wenig Sinn zeigen, ja man möchte wohl sagen, so rucklos verfahren und in das geöffnete Buch der Maria ein grobes, höchst verwerfliches Kauderwelsch schreiben!

Das dritte Blatt stellt die heilige Barbara vor, gemalt von Michael Coxis (Coerin, Corin). Dieser treffliche Niederländer, zu Mecheln 1497 geboren, war, wie bekannt, lange in Rom und Italien und widmete seine Forschungen den Werken Raphaels. Seine Werke gehören bekanntlich zu den Seltenheiten in Deutschland, und um so wichtiger erscheint daher seine überaus liebliche Barbara. Nur die zarte Palmenfeder in der Hand bezeichnet den lieblichen sinnigen Mädchenkopf als Märtyrerin, der Thurm hinter ihr, deutet die heilige Barbara an. Ihre Haare bedeckt ein auf der linken Seite in einen Knoten gebundener Schleier; das eng anliegende Unterkleid, um dessen Laß oben Perlen und Stickereyen gehen, und dessen Ärmel reich verziert sind, deckt ein weiter Mantel, von dem indessen bey dem Brustbilde, da er von der rechten Schulter gefallen ist und unter dem Arme nur hindurch pufft, wenig sichtbar wird. Die ganze Brust bis zum Halbe deckt ein dünnes Vorhemdchen, ihn doch züchtig verhüllend, eine Handkrause schmückt die Handwurzel der lieblichen Hand, welche die Palmenfeder kaum zu berühren scheint, die vielmehr schwebend in ihr gebildet ist. Über die rechte Schulter hinaus verliert sich der Blick in eine Landschaft, meist unbewachsene Berge, welche auch den Hintergrund schließen, nur in der Mitte von Bäumen und einigem Gemäuer durchzogen.

Unendlich fromm, unschuldig und lieblich blickt die Jungfrau unter den wenig gesenkten Augensiedern hervor, nicht den Beschauer an, sondern auf etwas, das außer

dem Bilde, oder in einer unbestimmten Ferne liegt. Die zierliche Nase, der liebliche Mund, die zarten Rundungen und Formen des Gesichts, des Halses, der Hand, sind von einer rührenden Schönheit.

Das ganze Bild ist überaus klar und licht und freundlich gehalten, selbst der im Rücken der Jungfrau befindliche Thurm hat nichts Düsteres, sondern steht beynabe in vollem Lichte, und doch bewirkt diese helle und klare Zusammenstellung nicht etwa eine flache Haltung des Gemäldes, sondern alles rundet sich auf das Lieblichste.

Der Druck ist auch hier schön. Alle Fleischtheile sind in reiner Kreidezeichnung gehalten, dagegen ist das Ober- und Untergewand, der Schleyer, Thurm und Hintergrund mit einer gelblichen Thonplatte nachgedruckt.

Scheidet man nun mit Dankbarkeit über das Gegebene, hoch erfüllt von dem Werthe jener alten, so lange verkannten Maler, von dieser ersten Lieferung, so sieht man auch mit größter Sehnsucht den folgenden entgegen, die noch so unendlich viel Herrliches ankündigen, und welche ein Werk wird Deutschland aufzuweisen haben, wenn erst alle ein hundert vier und vierzig Blätter vollendet da stehen! Wir würden alle Kunstfreunde eifrigst zum Ankauf ermahnen, wenn dies nicht durchaus unnöthig wäre, indem das Werk selbst, wo es nur hinkommt, sich die größten Freunde und Bewunderer erwerben muß und wird. Der Preis ist bey der Schönheit des Werkes und dem Fleiße, mit welchem alle Zeichnungen gemacht, alle Abdrücke besorgt werden, sehr billig zu nennen.

Bz.

### M a n c h e r l e y.

Wir kennen etwas, was noch schöner ist, als das letzte Feuerwerk im Prater, das ist die Ankündigung desselben. Dieser feuer- und flammensrahrende Prospect, wie ihn Papageno analog nennen würde, wenn er ihn gelesen, ist ein wahres Meistersstück einer feurigen Schreibart. Wer sich von dieser brühheißen Diction nicht ergriffen und bis — in den Prater versetzt gefühlt hat, der muß ein Salamander gewesen seyn, auf den das Feuer, wie bekannt, keinen Eindruck macht. Es heißt darin: „Auch heuer wird der merkwürdige und allgemein ersehnte Annentag nicht vergehen, ohne daß ich ihn durch ein glänzendes Kunstwerk gefeyert hätte.“ Daß der Annentag ersehnt worden, ist eine ausgemachte Wahrheit, und wäre es auch nur vom Unternehmen des Feuerwerks selbst: er mag hier füglich, wenn auch nicht als das totum, doch als die pars pro toto, zu betrachten seyn. Mit dem „glänzenden Kunstwerke“ hat es ebenfalls seine Richtigkeit: ein Feuerwerk besteht aus Feuer, folglich muß es leuchtend oder glänzend seyn. Ein Feuerwerk ist aber auch ein „Kunstwerk“, oder doch, was auf eins hinausläuft, ein Kunstfeuer, wie sich aus dem französischen Ausdrucke: Feu d'artifice, ergibt. In Verfolge des Prospectus heißt es: „Nur unter üppigem Zuwachse wird diese Fronte verlöschen.“ Der scheinbare logische Widerspruch, der in diesen Worten liegt, ist eine pikante Redefigur und jenem geistreichen Volksrathsel ähnlich, welches heißt: „Was verkleinert sich, wenn man etwas hinzu thut? Antwort: Die Grube.“ Der Unternehmer des Feuerwerks scheint sich sogar einen moralischen Zweck mit demselben vorgesezt zu haben, nämlich Abschreckung vor der, dem schönen Geschlechte so oft Schuld gegebenen, Eitelkeit. Wie benimmt er sich dabey? Als ein gewandter, oder vielmehr erleuchteter Mann. Statt, wie wohl ein anderer an seiner Stelle gethan haben würde, die gewöhnlichen Folgen derselben, welche jedermann kennt, in entsprechenden Symbolen darzustellen, oder wohl gar, wie neulich in einem öffentlichen Blatte geschehen, die Pest selbst als Resultat derselben erscheinen zu lassen, will Hr. Müller die Sache weniger abschreckend, zugleich aber bey weitem anschaulicher machen: er hält den schönen Annen einen Spiegel vor und nennt diesen (den Griechen ähnlich, welche dem stürmischen Meere ihrer Zeit (dem schwarzen) den Namen des gaffreundschaftlichen (Pontus Eurinus) beygelegt hatten) ironisch „einen Reichthum, welcher alle Güter der Erde übertrifft und den ich jeder Nina wünsche, soll ein Gatte durch sie glücklich werden.“ Hätten wir uns geirrt und die ironische Zi-

gür gesucht, wo ein purer klarer Ernst ausgedrückt worden, so — ei ja, so gestehen wir offen, daß wir nicht erleuchtet genug sind, um die leuchtenden Phrasen des Hrn. Franz Xaver Müller, Professor, ohne Augenerblindung beschauen zu können.

### T h e a t e r = N a c h r i c h t.

Ungeachtet bisher das k. k. Hoftheater am Kärntnerthore, und das k. k. privilegirte Theater an der Wien von einer und derselben Oberdirection verwaltet worden waren, hatte noch immer eine Trennung der respectiven Oper beyder Bühnen Statt gefunden. Die Folgen, welche sich aus dieser Einrichtung ergaben, hatten nicht allein nachtheilig auf die Geschäftsführung eingewirkt und den raschen Gang derselben gehemmt, sondern waren insbesondere Veranlassung geworden, daß diese oder jene Oper, welche der Kunst an sich und dem Vergnügen des Publicums im Allgemeinen hätte Gnüge leisten können, entweder verzögert worden war, oder wohl gar nicht, oder doch unzuweckmäßig besetzt, hatte zur Aufführung gebracht werden können.

Die Mängel dieser Einrichtung machten sich zu fühlbar, als daß die Oberdirection nicht hätte auf deren Abhülfe bedacht seyn sollen. Dieß ist jetzt geschehen; die Mitglieder beyder Opernbühnen sind dergestalt zu einer einzigen Gesellschaft umgeschmolzen worden, daß die respectiven Individuen verpflichtet sind, auf beyden Theatern, ohne Unterschied und wie es das Vergnügen des Publicums und der Vortheil der Oberdirection erheischen mag, die von ihm verlangten Dienste zu leisten. Die nämliche Vereinigung ist mit den Orchestern der beyden Theater vorgenommen worden. So steht nun zu hoffen, daß das Resultat dieser Maßregel den Erwartungen, welche das Publicum schon längst von der neuen Verwaltung der beyden Opernbühnen gehegt und welche, zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, einem großen Theil nach bereits in Erfüllung gegangen sind, in ihrem ganzen Umfange entsprechen möge.

Wie bereitwillig die Direction gewesen ist, durch immer mannigfaltigere Abwechslung für das Vergnügen des Publicums zu sorgen, hat sie insbesondere durch die zahlreichen Debüts zu erkennen gegeben, welche seit einigen Monaten auf beyden Theatern Statt gefunden, von denen keines die Neugierde unbefriedigt gelassen, einige sogar die öffentliche Theilnahme in einem hohen Grade in Anspruch genommen haben.

Unter diesen Umständen kann der unparteyische Theaterfreund, weder umhin, den thätigen Willen der Oberdirection mit Bereitwilligkeit anzuerkennen, noch sich, hinsichtlich der immer steigenden Vervollkommnung der Oper, den Wunsch zu erlauben, daß noch ein Paar gute Tenoristen, besonders aber einige wahrhaft brauchbare Bassisten engagirt werden möchten. Die in diesen Fächern vorhandenen Talente, so ausgezeichnet auch die Verdienste derselben seyn mögen, gnügen weder zur hinlänglichen Abwechslung des Repertoirs, noch zur immer kunstgemäßen Darstellung der ihnen anvertrauten Rollen. Will dann noch die Oberdirection für einen höhern Grad künstlerischer Einheit in der äußern Darstellung, für kunstgemäßere Haltung in der praktischen Ausführung Sorge tragen, so wird sich unstreitig das Publicum seiner Seits verbunden fühlen, der Oberdirection mit Wohlwollen zu begegnen und ihre Anstrengungen nach Kräften zu unterstützen.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.